

Nr. 199 Bromberg, den 1. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(3. Fortsetzung.) ———

Doktor Touzard wurde von einem Bekannten angesprochen und blieb mit diesem im Garten zurück, während Oliver und Joseph wieder über die Terrasse dem Eingang zum Saal entgegen gingen. Ein Tanz war gerade zu Ende. Die Paare strömten ins Freie, um frische Luft zu schöpfen.

Da blieb Oliver mit einem Ruck stehen und faßte Joseph Touzard am Arm: „Mein Gott, wer ist das?“ Er starrte auf ein Paar, einen großen schlanken Mann von südländischem Typus mit einem jungen Mädchen am Arm.

„Das ist der mexikanische Generalkonsul“, erklärte Joseph mit seinem spitzbübischen Lächeln.

„Ach, ich meine doch das junge Mädchen. Das ist, so wahr ich lebe, das schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe.“

„So? Finden Sie? — So etwas dürften Sie aber zum Beispiel meiner Schwester nicht sagen. Sonst würden Sie sie noch eitel machen.“

„Nein, gewiß werde ich das Ihrer Schwester nicht sagen“, versicherte Oliver mit merklicher Ungeduld. „Aber verraten Sie doch, wer...“

In dem Augenblick zog sich der Mexikaner zurück, und das junge Mädchen trat auf Joseph Touzard zu.

„Diane, darf ich dir Monsieur Oliver Barring vorstellen?“ sagte der lächelnd. „Unser neuer Nachbar, der Neffe von Monsieur Sprink.“

Noch nie hatte sich Oliver Barring so linkisch benommen wie in diesem Augenblick. Er vergaß fast, sich zu verneigen und Dianes Hand, die sie ihm bot, zu ergreifen. Er starrte nur immer auf dieses einzigartige Kunstwerk der Natur.

Dianes Gesicht zeigte ein vollendetes Oval. Die gerade, schmale Nase und die Stirn waren wie von einer griechischen Statue, der Mund mit den prachtvollen Zähnen von feinster Zeichnung. Das volle und leicht gewellte schwarze Haar lag in einem dicken Knoten auf dem Nacken. Aber das Schönste an diesem Gesicht waren die großen dunkelblauen Augen. — Dieses Mädchen hätte in jeder Schönheitskonkurrenz den ersten Preis davongetragen, falls die Preisrichter nicht an einer kleinen Eigenart Anstoß genommen hätten: Diane Touzards makellos reine und glatte Haut war braun, vom allerdunkelsten Braun; es war — und daran gab es nichts zu drehen und zu deuteln — die Hautfarbe einer Vollblutnegerin.

Oliver Barrings Verwirrung zauberte auf Dianes Gesicht ein Lächeln hervor. Sie war es gewöhnt, durch ihre äußere Erscheinung zu verblüffen. Nichts von Eitelkeit oder Befriedigung war in diesem Lächeln, doch ein gut Teil Melancholie.

In fließendem Französisch fragte sie Oliver Barring, ob er sich denn unter den vielen fremden Menschen auch wohl fühle und ob er auch schon fleißig getanzt habe. — Ihre Stimme hatte den gleichen warmen Klang wie die ihres Bruders Joseph.

Oliver, sich mit Mühe fassend, berichtete nun von seinem Mißgeschick mit Frau Lefèvre, was eine abermalige Lachsalve von Joseph zur Folge hatte. Doch Diane schien nichts Komisches an dem Vorfall zu finden. Sie nickte nur sinnend vor sich hin.

Barrings Bitte um einen Tanz erfüllte sie sogleich. Er, der sich immer eingebildet hatte, ein hervorragender Tänzer zu sein, kam sich plötzlich plump wie ein Klotz vor, als er diese schwebende Gelöstheit in seinen Armen fühlte. Und mit einmal wurde ihm bewußt, daß Diane Touzard durchaus nicht nur die Hautfarbe, sondern auch den Körper und die Glieder einer Negerin hatte. Fast erschreckt nahm er wahr, wie aus diesem Gliederspiel etwas ihm unendlich Fernes, Fremdes und Wildes strömte, von dem er sich dennoch nie mehr losreißen zu können glaubte.

Auch den folgenden Tanz schenkte ihm Diane. Als er aber auch noch den dritten mit ihr tanzen wollte, fragte sie mit lachender Verwunderung, ob denn das in den Vereinigten Staaten üblich sei, immer die gleiche Dame zu engagieren. Hier in Port au Prince gehe das keinesfalls. Sie müsse doch mit jedem ihrer Bekannten einmal tanzen. —

Erst gegen Ende des Festes kam sie noch einmal ganz von selbst zu ihm und fragte: „Mögen Sie noch? — Oder sind Sie mir nun böse?“

Oliver versicherte, daß ihn nichts glücklicher machen könne, als sie noch einmal im Arm zu halten.

Diane blickte ihn erstaunt an und sagte: „Nein, bitte, so müssen Sie nicht mit mir reden.“

Die Musik setzte ein, mit einem wilden und dabei doch schwermütigen Rhythmus. Sofort stieg beifälliger Jubel aus hundert Kehlen empor.

„Was ist das?“ fragte Oliver verwundert.

„Oh, das können Sie nicht tanzen“, sagte Diane bedauernd. „Es ist die Merinque, unser Nationaltanz. Der ist nicht so leicht. Nun, vielleicht in ein paar Wochen...“

Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen General Pierre Escandon in seiner glänzenden Uniform vor Diane. — Er mußte eben erst auf dem Fest erschienen sein; niemand hatte ihn bisher gesehen. — Auf Kreolisch bat er sie, mit ihm die Merinque zu tanzen. Nichts Galantes war dabei in seinem Ton; es hörte sich fast wie ein Befehl an. Doch als er seinen Arm um Diana legte, veränderte die tiefe Erregung sein Gesicht auf sonderbare, fast erschreckende Weise; es wurde grauschwarz wie dunkle Asche. — Es war das erstemal, daß Oliver einen Neger erblassen sah.

Die Musik hatte sich sofort zu einem ohrenbetäubenden Lärm gesteigert, und plötzlich schien es, als sei die Hölle losgelassen. Junge Leute stießen rauhe Schreie aus, junge Mädchen grelles Girren. Es war, als falle in wenigen Sekunden die ganze Tünche der europäischen Zivilisation von dieser geschniegelten Gesellschaft ab.

Jetzt tanzte Madame Lefèvre im Arm eines feisten Mulatten an Oliver vorbei. Und nun sah er, daß sie recht gehabt hatte, zu sagen: ich bin Negerin! Dann kamen Pierre Escandon und Diane Touzard in Olivers Blickfeld, und er wendete sich ab.

Ein toller Wirbel von Empfindungen hatte ihn ergriffen: Verliebtheit und Eifersucht, Taumel und Abscheu, Lebensgier und zugleich ein würgendes Angstgefühl. Er stürmte aus dem Saal und rannte in die dunkle Nacht hinaus, — immer weiter, bis er den aufreizenden Klängen der haitianischen Merinque entronnen war. Dann erst verlangsamte er seine Schritte, blieb schließlich stehen und sagte laut vor sich hin: „Was soll das hier werden?"

4.

Täglich faßte Oliver Barring den Entschluß, Joseph Touzards Aufforderung nachzukommen, und immer wieder hielten ihn neue Bedenken davon ab: Vielleicht war die Einladung, die Familie zu besuchen, gar nicht ernst gemeint und nur eine höfliche Redensart gewesen; wahrscheinlich war seinem Onkel ein näherer Verkehr mit der haitianischen Familie höchst unerwünscht; er durfte nicht durch ein zu baldiges Erscheinen bei Touzards seine Ungeduld, Diane wiederzusehen, verraten. — Das ging so eine Woche hindurch. Dann brachte ein Zufall die Entscheidung.

Als Oliver am Sonnabend gegen vier Uhr nachmittags durch eine der Hauptstraßen schleuderte, trat dicht vor ihm Joseph Touzard aus einem Laden.

„Nun, wohin des Wegs?" rief er in seiner warmherzigen Art und schüttelte Oliver die Hand.

„Ich wollte gerade nach Hause."

„Haben Sie Ihr Auto dabei? — oder vielmehr das von Ihrem Onkel?"

„Nein, ich nehme mir ein Fuhrwerk."

„Wollen Sie mit mir fahren?" Joseph wies auf sein Auto. „Wir haben ja den gleichen Weg; ich will auch nach Hause."

Oliver nahm die Aufforderung dankend an. Sie stiegen ein. Joseph Touzard steuerte selbst.

„Ich wäre schon gern einmal zu Ihnen gekommen", begann Barring. „Aber ich habe mich nicht recht getraut."

„Nicht getraut? Sie schmerzen wohl? — Aber wenn Sie mögen, kommen Sie doch gleich mit! Wir wollen heute Tennis spielen. André ist heute früher mit seinem Dienst fertig, und wir können gerade noch einen vierten Mann brauchen. — Aber nur, wenn Sie Lust haben. Ich kann einsiedlerische Neigungen durchaus verstehen."

Barring stimmte freudig zu. Ein tolles Glücksgefühl überkam ihn plötzlich. Er mußte sich bemeistern, um diesen jähen Wechsel seiner Stimmung zu verbergen. —

„André und Diane sind wahrscheinlich schon draußen auf dem Tennisplatz", sagte Joseph, als sie das Haus betraten. „Aber ich möchte Sie erst meinem Vater vorstellen."

Oliver lernte in Napoleon Touzard einen sympathischen und etwas verschmitzten Biedermann kennen, — einen zur Korpulenz neigenden Mulatten mit kurzem schwarzem Vollbart und angegrauten wolligen Haaren; ein Zwicker saß ihm schief und unsicher auf der breiten Nase.

Die Unterhaltung mit ihm dauerte nicht lange, denn Joseph drängte zum Spiel.

Von André und Diane, die keine besondere Überraschung über den Besuch zeigten, wurde Oliver mit unbefangener Freundlichkeit begrüßt. Ohne lange Redensarten zu machen, griff man dann sofort zu den Rackets. —

*

In den folgenden zwei Wochen spielte Oliver noch öfters mit den Geschwistern Touzard Tennis. Schon längst war er rettungslos in die schöne Diane verliebt, aber niemals wollte sich Gelegenheit bieten, sie allein zu sprechen. Jeden Abend nach elf Uhr ging Oliver in die Laube, setzte sich auf das morsche Bänkchen und spähte zu dem matt erleuchteten Fenster hinüber. Er wußte wohl, daß Diane um diese Stunde für ihn noch unerreichbarer war als bei Tage, doch er wollte auf jeden Fall verhindern, daß jener Neger nochmals seinen Beobachtungsposten auf der Palme beziehen könne. Ein paarmal sah er ihn in der Dunkelheit heranschleichen. Dann gab er ein vernehmliches Husten oder Räuspern von sich und der Schatten trat den Rückzug an. Endlich schien Pierre Escandon die Nutzlosigkeit seiner Versuche eingesehen zu haben; Oliver bemerkte nichts mehr von ihm. —

Eines Nachmittags ergab sich aber doch eine Gelegenheit, Diane allein zu sprechen. Oliver sah sie im Park auf und ab gehen; sie hielt ein Buch in der Hand, in das sie ab und zu hineinschaute. Er rief ihr einen Gruß hinüber, so unbefangen wie er's zuwege brachte. Da lachte sie ihm fröhlich zu und kam ans Gitter.

„Was studieren Sie denn so eifrig?" fragte er.

„Ich lerne Englisch. Ich könnte dann Papa bei seinen Geschäften viel helfen."

Oliver wollte diese Gelegenheit zu einer Verabredung nicht ungenützt vorübergehen lassen. Er fragte Diane, was sie denn den ganzen Tag treibe, und bat sie dann, doch einmal eine Autotour mit ihm zu machen. Er habe noch nichts von der Umgebung der Stadt gesehen, und sie würde sicher eine vorzügliche Führerin sein.

Diane Touzard schien erst gar nicht fassen zu können, um was er da bat. Dann sagte sie: „Ach ja, ich habe gehört, daß so etwas bei Ihnen in den Staaten üblich ist. Aber hier geht so etwas nicht. Ich würde mich und meine Familie damit ganz unmöglich machen."

Doch Oliver konnte nun nicht mehr an sich halten: „Dann kann man also nie allein miteinander sprechen?" rief er ganz verzweifelt. „Und ich möchte Ihnen doch so vieles sagen und Sie so vieles fragen. Ich weiß ja nichts von Ihnen und möchte doch alles von Ihnen wissen: — von Ihrer Mutter, von Ihrem Denken und Fühlen... Nein, ich kann es nicht ertragen, daß Sie mir so fremd bleiben!"

„Und wozu sollten solche Gespräche und solches Zusammensein führen?" fragte Diane. „Sie müssen begreifen, Monsieur Barring, daß wir zwei verschiedenen Welten angehören."

„Zwei verschiedenen Welten? Wieso? Das verstehe ich nicht!" Oliver sprach bewußt gegen seine Überzeugung.

„Weil Sie ein weißer Mensch sind und ich ein schwarzer Mensch."

„Was bedeutet die Färbung der Haut! Das ist ja lächerlich, was Sie da sagen."

„Wollen Sie jetzt einmal ganz ehrlich sein, Monsieur Barring?"

„Bei Gott, das will ich!"

„Würden Sie in Washington oder in New York mit einer Negerin auf die Straße gehen? — Sehen Sie, Sie zögern mit der Antwort."

„Weil ich nicht verstehe, was Ihre Frage mit uns zu tun hat, — weil sie mir im Zusammenhang mit unserem Gespräch ganz sinnlos erscheint. Sie sind doch keine Negerin! Nichts ist in Ihrem Gesicht, was mit der schwarzen Rasse verwandt wäre. Sehen Sie doch in den Spiegel! Betrachten Sie doch Ihre Haare, Ihre Nase, Ihren Mund, Ihre Augen! Nein, nein, — so etwas dürfen Sie sich nicht einreden!"

Oliver hatte in seinem Eifer nicht bemerkt, daß in Dianes Augen Zorn aufglomm.

„Schweigen Sie doch!", unterbrach sie ihn barsch. „Merken Sie denn nicht, daß Sie mich mit jedem Ihrer Worte beleidigen? Sie tun ja, als ob Sie mir eine Verfehlung oder ein Gebrechen ausreden wollten! Sie sprechen zu mir in einem Ton, in dem man zu einem Buckligen sagt: ‚Dein Höcker ist gar nicht so schlimm; man bemerkt ihn kaum über deinen anderen Vorzügen.' Aber ich brauche Ihren Trost nicht, Monsieur Barring. Ich bin stolz auf meine dunkle Farbe!" Und plötzlich packte sie ein unbändiges Verlangen, ihn und seine Rasse zu beleidigen: „Glücklich bin ich, daß ich nicht aussehe wie Ihr Europäer! — wie ein Baum, den man seiner Rinde entkleidet hat und der nun nackt dasteht und lächerlich anzusehen ist!" Und ehe sich Oliver aus seiner Bestürzung zu einer Entgegnung aufraffen konnte, ging sie mit ihren langen wiegenden Schritten davon. —

(Fortsetzung folgt.)

Licht des Ostens.

Skizze von Christian Andresen-Altona.

Der Küstendampfer „Lyeemoon" lag in Singapore an der Mole und nahm Güter über. Indische und malaiische Händler kamen an und gingen von Bord, sie machten keine Geschäfte, trafen keine Neulinge an.

Ein malaiischer Händler, der keinen Absatz für seine Ebenholzelefanten und anderes gefunden hatte, ging zuletzt nach dem Ladebureau, um dort dem Ersten Offizier Bleiken seine Waren anzupreisen.

Dieser, ärgerlich über die Störung, sagte rauh: „Peter Pump, du bist der gerissenste Gauner hier am Platz, für deinen Kitsch habe ich keine Verwendung, aber", er sah ihn scharf an, „wenn du mir einen echten Tempelbuddha beschaffen kannst, dann können wir ein Geschäft machen. Dein Preis soll mir recht sein. Du weißt nun Bescheid. Störe mich nicht wieder!"

Kurz vor Abfahrt des Schiffes kam Peter Pump an Bord zurück. Ihm folgten zwei Kulis mit einer größeren Kiste und einem Affenkäfig. „Ich bringe dir den Buddha", sagte er zu Bleiken. „Verbirg ihn, damit niemand ihn sieht."

Bleiken ließ die Kiste nach seiner Kabine bringen. Wirklich, eine etwa siebzig Zentimeter hohe Holzfigur war darinnen. „Deinen Preis, Peter Pump? Schnell, ich habe wenig Zeit."

Der Malaie lächelte schlau: „Hundert Singaporedollar."

„Schön, das heißt dreißig für mich. Hier ist das Geld. Nun mach, daß du von Bord kommst!"

Mit bösen Augen nahm der Malaie das Geld: „Buddha hatte die Mittel und die Macht, Gutes zu tun", sagte er finster. „Peter Pump ist arm. Darum kann er auch nicht gut sein, wenn man ihn schädigt. Diesen Schweinsaffen lasse ich dir für die dreißig Singaporedollar. Den Buddha hast du mir genommen."

„Nun aber marsch von Bord!" rief Bleiken; die Dampfpfeife ertönte, und wenige Minuten später war das Schiff unterwegs.

Bleiken, der Erste Offizier des Dampfers „Lyeemoon", war ein Eigenbrötler. Das spiegelte sich in der Ausstattung seiner Kabine wider. Er konnte kaum die Zeit abwarten, um seinen neuerworbenen Schatz zu besichtigen. Endlich war es so weit. Er riß die Kistenbretter auseinander und setzte die schwere Holzfigur auf den Kabinentisch. Die Plastik war grau und grün vor Alter, der untere Teil wurmzerfressen, voller Sprünge und zeigte fingerbreite Risse. Bleiken strich mit der Hand liebkosend über das Haupt des Heiligen. „Ein wunderbares Stück", murmelte er, „welch wundervoller Gesichtsausdruck, welch weihevolle Stimmung ruft die Anwesenheit Buddhas in meiner Kabine hervor."

„Kwak, kwak!" krähte eine feine Stimme. Bleiken wandte sich um, hinter ihm hockte sein Äffchen, Grete, mit dem eigenen Sprößling und einem Pflegekindchen.

„Benimm dich, Grete!" sagte Bleiken und hob das Äffchen mit Anhang auf seine Schulter. „Wir haben Familienzuwachs bekommen."

Vor der Kabine stand der Käfig mit dem Schweinsaffen. Das starke Tier rüttelte an den Traljen. Grete mit anhängender Familie turnte von Bleikens Schulter herunter, näherte sich dem Käfig und beschaute neugierig den fremden Artgenossen. Ein Affenkindchen faßte spielend mit einer Hand nach den Traljen. Wie der Blitz packte der Schweinsaffe die kleine Hand, zog das zierliche Wesen zwischen den Holzstäben hindurch in den Käfig und zerriß es mit einem einzigen Ruck.

Grete stieß ein entsetzliches Wehegeschrei aus, preßte das ihr verbliebene Affenkindchen fest an die Brust und jammerte zum Erbarmen. Der Schweinsaffe war nun in Wut geraten und tobte in dem engen Käfig umher. Plötzlich gelang es ihm, die Käfigstäbe zu zerbrechen und frei zu werden. Grete flüchtete in die Kabine zurück, der Schweinsaffe hinterher. Grete sprang mit ihrem Kindchen auf den Tisch, kletterte an der Buddhastatue empor, umklammerte den Hals des hölzernen Heiligen, schmiegte sich eng an dessen Wangen und bat und flehte in den erbarmungsvollsten Naturlauten um Rettung.

In der Kabine sah sich der Schweinsaffe erst ganz verdutzt um, dann erblickte er sein Opfer und strebte mit neuer Wut hinterher. Nicht vertraut mit der Umgebung und etwas ungelenker im Klettern als Grete, faßte er mit den Vorderhänden in die Risse der Buddhastatue hinein, um sich hochzuziehen. Schon war er halbhoch, streckte einen Arm aus, um Grete zu packen, noch den Bruchteil einer Sekunde, dann mußte es um sie geschehen sein. Da! — im letzten Augenblick stieß der Schweinsaffe ein fürchterliches, durchdringendes Gebrüll aus, fiel zu Boden und krümmte sich vor Schmerz. Aus den Rissen und Sprüngen der vermorschten Buddhastatue waren drei schwarze Schlangenleiber hervorgeschossen. Den Schweinsaffen hatten drei Kobraschlangen zugleich gebissen.

Alles war so schnell vor sich gegangen, daß Bleiken keine Möglichkeit zum Eingreifen gefunden hatte. Er stand in der Tür. Der Kapitän war zu ihm getreten.

In diesem Augenblick fiel ein letzter Abendsonnenstrahl durch das Kabinenfenster und vergoldete Buddhas Angesicht. Das Äffchen Grete hing noch immer an seinem Halse, es hatte, erschöpft vor Aufregung, die Augen geschlossen. Buddha schien hoheitsvoll gütig zu lächeln. Die Kabine ward jetzt für eine Sekunde von Sonnenglanz erfüllt, dann wurde es dunkel.

„Göttliches Licht des Ostens, Nichtigkeit aller Kreatur", sagte Bleiken gepreßt.

Der Kapitän räusperte sich: „Herr Bleiken, verschließen Sie Ihre Kabine! Morgen wollen wir sie ausgasen und das Schlangennest über Bord werfen. Es ist besser so."

Das Äffchen Grete war im letzten Augenblick, ehe die Kabinentür zuschlug, herausgesprungen. Es setzte sich vor die verschlossene Tür und stimmte die Totenklage um das getötete Kindchen an.

Expreßzug nach Afrika.

Baubeginn des Gibraltar-Tunnels 1934.

Paris sagt, die Vorarbeiten für den schon seit langer Zeit erörterten Tunnelbau unter der Meerenge von Gibraltar seien jetzt soweit gefördert, daß im Jahre 1934 mit dem Bau begonnen werden könne. Man hat sogar ein neues Argument dafür gefunden, die Inangriffnahme der Arbeiten am Tunnelbau soviel wie möglich zu beschleunigen. Seitdem das Projekt aus dem Stadium zunächst etwas phantastisch anmutender Spekulationen in das der praktischen, technischen und finanziellen Berechnung gelangt ist, hat sich nämlich auch der Völkerbund damit beschäftigt, und — man erfährt nicht, auf Betreiben welcher Nation — gewisse Bedenken dagegen geäußert. Er meint, der Meeresboden zwischen Gibraltar und der afrikanischen Küste sei internationales Gebiet, und es bedürfe also einer internationalen Vereinbarung, wenn er für den Bau eines Verkehrstunnels in Anspruch genommen werden solle. Die Tunnelinteressenten möchten der Möglichkeit eines offiziellen Völkerbundprotestes zuvorkommen und ihn vor vollendete Tatsachen stellen. Sie sind der immerhin nicht unbegründeten Ansicht, daß die Techniker schneller zu arbeiten in der Lage sind, als die Genfer Diplomatie.

Der Plan des Gibraltar-Tunnels

hat sich schon mit gewichtigeren Schwierigkeiten auseinandergesetzt und sie erfolgreich überwunden. Der Gedanke an die Schaffung einer unterseeischen Eisenbahnverbindung zwischen der Südspitze Spaniens und dem afrikanischen Kontinent wurde bezeichnenderweise in Frankreich geboren, wo er im Zusammenhang mit den großen, auf lange Zeiträume berechneten kolonialpolitischen Plänen entstand. Aber man hat die ersten praktischen Arbeiten dafür sehr geschickt nach Spanien zu verlegen gewußt. 1919 wurde in Barcelona ein Studienkomitee für einen Tunnelbau zwischen Gibraltar und Ceuta gegründet, das verschiedene Trassen untersuchte. Dabei stellte es sich heraus, daß die Untertunnelung der schmalsten Stelle der Gibraltar-Meerenge — sie ist hier nur 13 Kilometer breit — technisch kaum durchführbar sein würde, da das Gestein hier zu hart und der Wasserdruck bei einer Meerestiefe von bis zu 1000 Meter zu stark sein würde. Technisch möglich wäre eine Tunnelverbindung zwischen Punta de Europa und der Nordostspitze des Gibraltar gegenüberliegenden afrikanischen Landzipfels, die nur mit einer

Luftlinien-Entfernung von 20 Kilometer und einer Meerestiefe von ungefähr 300 Meter zu rechnen hätte. Diese Trasse hat sich allerdings als wirtschaftlich unvorteilhaft erwiesen und deshalb sind die bis jetzt endgültigen Pläne für eine etwas weiter westlich liegende Linienführung etwa zwischen Tarifa und Tanger bearbeitet worden. Einschließlich der beiderseitigen Zuführungsstrecken würde hier die gesamte Tunnelstrecke eine Länge von ungefähr 45 Kilometer haben.

Technisch bietet der Bau nach den Erfahrungen, die man bei der Untertunnelung großer Gebirgsstöcke in den Alpen gewonnen hat, keine besonderen Schwierigkeiten. Die Sicherung der Tunnelwände gegen den Druck von oben würde ohne weiteres möglich sein. Es ist daran gedacht, den

Tunnelweg in drei Röhren unter der Meerenge

hindurchzuführen, von denen zwei im Durchmesser von je fünf Metern den beiden Schienengleisen, die dritte im Durchmesser von 3 Metern, dem Einbau der Pumpenanlagen zur Freihaltung des Tunnels von Sickerwasser dienen sollen. Das Projekt sieht eine Zuggeschwindigkeit von mindestens 30 Kilometer in der Stunde vor, so daß täglich 120 Züge den Tunnel passieren könnten. Schätzt man die von jedem Zuge zu transportierende Gütermenge nur auf durchschnittlich 100 Tonnen, so würde ein Lastenverkehr von ca. 12 000 Tonnen täglich möglich sein. Die Gesamtkosten sind auf 400 Millionen Peseten veranschlagt, das sind also ungefähr 140 Millionen Reichsmark.

Die Schwierigkeiten, die bisher der Inangriffnahme des Werkes entgegenstanden, sind auch keine technischen, sondern politische und wirtschaftliche. Die spanische Monarchie war dem Tunnelprojekt durchaus abgeneigt, und hat, solange sie am Ruder war, jede ernsthafte Inangriffnahme verhindert. Das republikanische Regime hat diese Einwendungen aufgegeben und hat sich mit der Französischen Regierung in Paris über die Sache geeinigt. Das spanische Kabinett hat sogar unter Führung des Innenministers Casares eine Regierungskommission nach Afrika entsandt, die dort gewisse klärende Untersuchungen vornehmen soll, und Mitte September wird eine spanische Torpedobrigade gemeinschaftlich mit der Mannschaft der Taucherschule von Karthagena Bohrungen auf dem Meeresgrund zwischen Gibraltar und der afrikanischen Küste vornehmen, um die geologische Beschaffenheit des in Aussicht genommenen Baugrundes genau festzustellen. Bei den bisherigen Sondierungsarbeiten haben bemerkenswerter Weise besonders konstruierte deutsche Apparate wertvolle Dienste geleistet. Wie ernst es im übrigen Spanien mit der Förderung des Tunnelplanes ist, geht daraus hervor, daß es bisher schon 3 Millionen Pesetas für die Vorarbeiten ausgegeben hat.

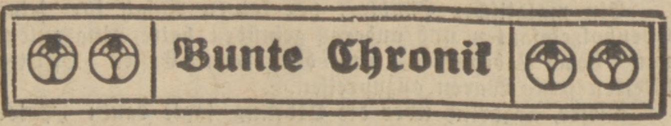
Ein weiterer

politischer Widerstand

ist eine Zeitlang von England geübt worden. Erst im Oktober 1925 hat England seinen Einspruch gegen den Bau eines Tunnels zwischen Europa und Afrika aufgegeben.

Das starke politische Interesse, das Frankreich an dem Tunnelbau nimmt, ist erklärlich aus der Bedeutung, die Paris jeder Möglichkeit einer raschen und sicheren Verbindung mit seinem riesenhaften afrikanischen Kolonialreich beimißt. Frankreich wird im nächsten Jahre mit dem Bau der Transsaharabahn beginnen, die in vier Jahren vollendet sein soll. Der Bau einer Eisenbahnlinie unter der Meerenge von Gibraltar, die Anschluß an das große Projekt der Wüstenquerbahn erhalten würde, muß natürlich deren Ausnutzungsfähigkeit erheblich steigern. Frankreich ist deshalb auch bereit, Opfer zu bringen, um die wirtschaftlichen Bedenken, die dem Tunnelbau noch entgegenstehen, zu besiegen. Der Tunnel würde, wie auch seine Befürworter ohne weiteres zugeben, unrentabel sein, und jährlich 10 bis 15 Millionen Peseten Zuschuß erfordern. Frankreich hat sich bereit erklärt, die Deckung dieses Defizits zu übernehmen. Allerdings hat es dafür verlangt, daß Spanien sein Schienennetz auf die mitteleuropäische Spurweite umbaut. Spanien scheint neuerdings geneigt zu sein, in diesem Punkte zuzustimmen.

Man kann von der Ausmalung der politischen Möglichkeiten, die der Tunnelbau eröffnet, absehen. Daß die Träger des derzeitigen Projekts das Bedürfnis fühlen, die hier etwa auftauchenden internationalen Bedenken rechtzeitig zu zerstreuen, geht aus ihrer Erklärung hervor, den Tunnel nur friedlichen Zwecken dienstbar zu machen und ihn im Kriegsfalle dem Völkerbund zur Verfügung zu stellen. Wirtschaftlich aber kann die Schaffung einer Eisenbahnverbindung zwischen Europa und Afrika gewissen Teilen des Welthandels ganz neue Wege weisen und Erschließungsmöglichkeiten eröffnen, die jetzt noch gar nicht abzusehen sind.



Gespräch zwischen fahrendem Ozeandampfer und fahrendem D-Zug.

Einen glänzenden Beweis für die großartige Leistungsfähigkeit unserer Radiotelephonie lieferte ein Gespräch, das zwischen der „Bremen" und einem amerikanischen D-Zug geführt wurde. Auf der „Bremen", die sich unterwegs nach Newyork befand, war die Gattin eines bekannten amerikanischen Wirtschaftsführers, die schon in schwer leidendem Zustand an Bord gekommen war. Unterwegs verschlimmerte sich der Zustand der Kranken, so daß er zu ernster Besorgnis Anlaß gab. Der Schiffsarzt stellte eine akute Blinddarmentzündung fest. Nach seiner Ansicht konnte das Leben der Patientin nur durch eine sofortige Operation gerettet werden. Die Kranke wollte sich jedoch ohne die Zustimmung ihres in Amerika weilenden Gatten nicht dazu entschließen. Man telephonierte also von der mitten im Atlantik schwimmenden „Bremen" aus zunächst mit der Newyorker Wohnung des Gatten, wo man den Bescheid erhielt, daß er sich auf einer Geschäftsreise nach Chikago befinde. In Chikago war er noch nicht eingetroffen, was man durch ein zweites Telephongespräch feststellte. Nach großen Bemühungen bekam man endlich den Bescheid, daß er sich in dem D-Zug zwischen Newyork und Chikago befinde. Nun wurde ein Gespräch zwischen der „Bremen" und dem fahrenden D-Zuge hergestellt. Endlich war es gelungen, den Gatten der Patientin zu erreichen und seine Zustimmung einzuholen. Unmittelbar nach der Landung in Newyork wurde die Operation vorgenommen, die glücklich verlief. Die Kranke befindet sich schon wieder auf dem Wege der Genesung.

Der Tod im Flugzeug.

Einen nicht gelinden Schreck bekam der Führer eines kleinen tschechischen Verkehrsflugzeuges, als er sich zufällig unterwegs nach seinem einzigen Fluggast umwandte und bemerkte, daß dieser leblos in seinem Sessel lag. Der Passagier war in Brünn eingestiegen und wollte nach Prag fliegen. In der Nähe von Königsfeld nahm der Pilot eine Notlandung vor und holte so schnell wie möglich einen Arzt herbei. Doch die Hilfe kam bereits zu spät. Der Fluggast, der Brünner Beamte Karl Hopek, war bereits tot. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende bereitet.

Eisblock-Schlitten, ein neues „Sportgerät" für heiße Tage.

Während wir uns schon langsam auf die kühle herbstliche Witterung umstellen, wissen die Badegäste in den französischen Strandorten nicht, wie sie sich vor der sengenden Hitze schützen sollen. Ein junger Mann, der bereits nah am Sonnenstich war, ist auf eine nach seiner Meinung geniale Idee gekommen. Er besorgte sich aus einer benachbarten Brauerei einen großen Eisquader, band ihn mit einem Seil an dem Motorrad seines Freundes fest, setzte sich auf den Eisblock und ließ sich mit diesem erfrischenden Schlitten über den Strand ziehen. Diese „Erfindung" erweckte natürlich sofort das Interesse der übrigen Badegäste. Und am nächsten Tage schon konnte man mehrere solcher Eisblock-Schlitten sehen, auf denen Männlein und Weiblein Abkühlung suchten. Das schöne Spiel kann so oft wiederholt werden, bis der Eisschlitten langsam zerschmilzt und sich unter den sonnenglühenden Körpern der Reiter in Wasser auflöst.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.